

Erika Fatland · Die Tage danach

Erika Fatland

Die Tage danach

Erzählungen aus Utøya

*Aus dem Norwegischen
von Ina Kronenberger
und Stephanie Elisabeth Baur*

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Året uten sommer« bei Kagge Forlag, Oslo



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Kagge Forlag AS, Oslo
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright des Kartenmaterials © Kagge Forlag, Oslo
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-75391-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Inhalt

<i>Vorwort: Die 189 Minuten</i>	7
Du, Papa, ich muss jetzt auflegen	18
<i>Der Prozess: Es nimmt kein Ende</i>	38
Ein ganz normaler Sommertag	49
<i>Der Prozess: Die Bombe</i>	65
Wie lautes Gebrüll	70
Der sicherste Ort der Welt	80
Die längste Stunde	93
Mitten im See	111
Der Kühlraum	129
Die Engagierten	137
<i>Der Prozess: Ein Tempelritter auf anabolen Steroiden</i>	149
Löwenherz aus Luton	164
Begrüßen Sie meinen Stock	183
<i>Der Prozess: Die AUFLer</i>	195
Der Steilhang	199
Du wirst nicht sterben	221

Die Nacht	241
Der Morgen	256
<i>Der Prozess: Zehn Minuten</i>	261
Sie fuhr ins Paradies	264
Der leere Stuhl	283
<i>Der Prozess: Anders</i>	306
Weil es Spaß macht	321
Collateral Damage	345
Einsame Wölfe	364
<i>Der Prozess: Die Diagnosen</i>	393
Die Mütter von Beslan	397
Die Fragen	407
Die Tage danach	428
Das neue Leben	449
Der Abschlussbericht	465
<i>Der Prozess: Das Urteil</i>	488
Regitze	498
Danksagung	505

Vorwort

Die 189 Minuten

Der norwegische Sommer ist sehr kurz.

Wie ein kurz aufflackerndes Licht fügt er sich in den Jahreskreislauf und trennt Dunkelheit von Dunkelheit. Nur wenige, hektische Wochen hält er an. Nördlich des Polarkreises wird es dann nie dunkel, während die Nächte in Südnorwegen eher kurzen Dämmerstunden gleichen. Die letzten drei Juliwochen werden von den großen Ferien geprägt, die dem kurzen, nordischen Sommer geweiht sind. In diesen Wochen ist das ganze Land damit beschäftigt, unabhängig vom Wetter so viel wie möglich aus dem Sommer herauszuholen. Man fährt in seine Ferienhütte, zu Musikfestivals, zum Campen, geht in den Bergen wandern oder schippert mit dem eigenen Boot die Küste entlang. Man reist ins Ausland oder bleibt in der Stadt und genießt die Ruhe in den menschenleeren Straßen.

Oder aber man fährt zu einem Sommercamp.

Norwegen steht still. Private und öffentliche Büros sind so gut wie leer. In den Zeitungsredaktionen dürfen jetzt die Sommervvertretungen ran, sie schreiben über das Wetter und die Badetemperaturen. Wenn es sich irgendwie einrichten lässt, hält man nur mit dem engs-

ten Freundes- und Familienkreis Kontakt. Dieser drei Wochen lange Sonntag ist eine gesellschaftliche Konvention und ein errungenes soziales Grundrecht, vor allem jedoch ist er ein notwendiger Ausgleich zu den langen, dunkler werdenden Herbstmonaten, den noch längeren und dunkleren Wintermonaten und dem zähen und oft sehr kühlen Frühjahr.

Am Freitag, dem 22. Juli 2011, um 15:17 Uhr stellte der arbeitslose und bisher nicht vorbestrafte 32-jährige Anders Behring Breivik aus dem Osloer Stadtteil Skøyen einen VW Crafter Kastenwagen mit dem amtlichen Kennzeichen BR 99834 unmittelbar vor dem Eingang des sogenannten *Høyblokka* (Hochhaus) inmitten des Regierungsviertels im Zentrum der norwegischen Hauptstadt ab. Der Lieferwagen enthielt eine 950 Kilogramm schwere selbstgebaute Bombe aus Kunstdünger, Diesel und Aluminium.* Nachdem er die Lunte angezündet hatte, deren Brenndauer etwa sieben Minuten betrug, entfernte sich der Täter rasch und ging durch die Grubegata zu einem Fluchtwagen, den er in einiger Entfernung abgestellt hatte. Überwachungsbilder zeigen, dass er eine falsche Polizeiuniform trug und eine Pistole in der Hand hielt. Er stieg in den silbergrauen Fiat Doblo mit dem Kennzeichen VH 24605 und verließ die Stadt in südwestlicher Richtung.

Um 15:25:22 Uhr explodierte die Bombe im Regierungsviertel mit ihrer zerstörerischen Kraft. Acht Men-

* Die Zeitangaben wie auch die weiteren Fakten sind dem Abschlussbericht des Untersuchungsausschusses für den 22. Juli entnommen.

schen wurden unmittelbar getötet, neun Personen erlitten lebensgefährliche Verletzungen, und mindestens 200 weitere trugen Verletzungen unterschiedlichen Schweregrades davon. Die Explosion war in der gesamten Innenstadt zu hören, und in einem Umkreis von bis zu 500 Metern wurden die Gebäude merklich beschädigt. Das gesamte Regierungsviertel, Zentrum der Exekutive, wie auch das Gebäude des Obersten Gerichtshofs, Sitz der höchsten Instanz der Judikative, waren unbenutzbar geworden.

Während norwegische und internationale Medien die ersten Meldungen über die Explosion in Oslo verbreiteten, verließ der Terrorist in aller Seelenruhe die Stadt. Er wurde von keinerlei Polizeisperren aufgehalten und konnte seine Fahrt auf der E18 in Richtung Süden ungehindert fortsetzen. Kurz nach 16:00 Uhr nahm er in Sandvika die E16 Richtung Hønefoss. Er fuhr noch ungefähr 24 Kilometer weiter zum Tyrifjord und erreichte um 16:26 Uhr in Utvika die Abzweigung zum Fähranleger nach Utøya. Die Straße ist leicht zu übersehen, sie ist schmal, schlecht ausgeschildert und taucht wie aus dem Nichts auf, aber der Täter hatte sich gründlich vorbereitet und wusste, wo er abbiegen musste. Er hielt in einer Auffahrt an der Hauptstraße, blieb im Auto sitzen und wartete eine gute halbe Stunde.

Kurz vor 17:00 Uhr fuhr er das steile Stück zum Fähranleger hinunter, parkte den Wagen in einem Waldstück etwa 30 Meter vom Anleger entfernt und wandte sich anschließend an das Aufsichtspersonal der AUF. Nach wie vor in Polizeiuniform stellte er sich als Angehöriger des Inlandsgeheimdienstes vor und bat darum, nach Utøya

übersetzt zu werden. Auf der circa zehn Hektar großen Insel hält die AUF (*Arbeidernes Ungdomsfylking*), die Jugendorganisation der Arbeiterpartei, jedes Jahr ihr Sommercamp ab. Das diesjährige Camp hatte vor drei Tagen begonnen. An diesem Freitagnachmittag befanden sich insgesamt 564 Personen auf der Insel.

Angesichts der Ereignisse in Oslo schien dem Aufsichtspersonal der AUF die Behauptung des falschen Polizisten, er käme aus Oslo, um auf der Insel über die Sicherheitslage zu informieren, plausibel. Die Aufsicht setzte sich per Funk mit der Lagerleitung in Verbindung und teilte ihr mit, dass ein Polizist auf die Insel kommen wolle. Kurz nach 17:00 Uhr machte sich die Fähre »MS Thorbjørn«, ein altes Landungsfahrzeug des Militärs, das sich die AUF 1997 zugelegt hatte, auf den Weg zum Fähranleger in Utvika. Monica Bøsei, die Geschäftsführerin der Utøya AS, die für die Verwaltung der Insel zuständig war, fuhr mit, um den Polizisten in Empfang zu nehmen. Mit dem vermeintlichen Polizisten an Bord nahm die Fähre gegen 17:10 Uhr wieder Kurs auf Utøya. Der Mann hatte ein halbautomatisches Gewehr mit Zielfernrohr und Bajonett sowie eine schwere Plastikkiste bei sich, die, wie sich später herausstellen sollte, mehr als 1000 Patronen enthielt. Monica Bøsei überredete ihn, das Gewehr in einem schwarzen Plastiksack zu verbergen, damit sich die Jugendlichen nicht erschreckten. In einem Holster am Oberschenkel trug er gut sichtbar eine halbautomatische Pistole.

Vom Fähranleger nach Utøya sind es 625 Meter, und die Überfahrt dauert sieben bis acht Minuten. Um 17:17 Uhr legte die »MS Thorbjørn« mit Breivik an Bord an

der Anlegestelle auf Utøya an. Der Bootsführer bot an, einen Lieferwagen zu holen und die Plastikkiste zum Haupthaus zu bringen. Als er an Land ging, wurde der falsche Polizist von dem echten Polizisten Trond Berntsen empfangen, der in seiner Freizeit im Sommercamp der AUF als Wachmann tätig war.

Etwa vier Minuten, nachdem Breivik die Insel betreten hatte, erschoss er Monica Bøsei und Trond Berntsen. Das Massaker, das insgesamt 69 Menschenleben kosten sollte, hatte begonnen.

Die ersten Anrufe, die von Utøya über den Notruf 113 abgesetzt wurden, wurden um 17:24 Uhr registriert. In den darauffolgenden Minuten und Stunden gingen in den Leitstellen im ganzen Land unablässig Anrufe ein, sowohl von Personen, die sich auf Utøya befanden, als auch von Angehörigen und Freunden, die mit Menschen auf Utøya in Kontakt standen.

Ein Streifenwagen mit zwei Polizisten aus Hønefoss erreichte um 17:52 Uhr den Fähranleger in Utvika. Um 17:59 Uhr und um 18:24 Uhr rief der Täter mit einem fremden Handy selbst den Polizeinotruf an. Er stellte sich als »Anders Behring Breivik, Kommandant der Antikommunistischen Widerstandsbewegung Norwegens« vor und teilte mit, er sei bereit, sich der Polizei zu ergeben. Nach beiden Anrufen setzte er das Massaker munter fort.

In der Zwischenzeit hatte die Polizei ihren Treffpunkt vom 625 Meter von Utøya entfernten Fähranleger in Utvika zum Anleger nach Storøya verlegt, der sich gut 3,6 Kilometer nördlich von Utøya befand. Erst um 18:11 Uhr machte sich das Polizeischlauchboot von Storøya

aus auf den Weg. An Bord befanden sich elf Polizisten einer Einsatztruppe, und das kleine, sichtlich überladene Boot bewegte sich nur langsam in südliche Richtung. Nach fünf Minuten fiel der Motor aus.

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits eine Reihe privater Boote mit freiwilligen Helfern aus Utvika und anderen am Ufer gelegenen Orten – Camper, Anwohner und Urlauber aus den Ferienhäusern – auf dem Wasser, um die Jugendlichen zu retten, die in Panik in das eiskalte Wasser gesprungen und losgeschwommen waren. Nun mussten sie auch noch die Polizei retten. Der Bootsführer eines Freizeitbootes kam dem Polizeischlauchboot zur Hilfe, und zehn Mann stiegen in sein Boot um. Auch dieses Boot kam aufgrund der Überlastung nur langsam voran. Nachdem sie ein paar hundert Meter gefahren waren, trafen die Einsatzkräfte auf zwei weitere Bootsführer in einem schnelleren Boot. Vier Polizisten stiegen nun in dieses Boot um. Auf zwei Boote verteilt, kam die Aktion endlich in Fahrt. Das erste Boot mit Polizisten an Bord erreichte Utøya um 18:27 Uhr, das zweite kam eine gute Minute später an.

Die letzten fünf Opfer wurden um circa 18:30 Uhr an der Südspitze getötet. Breivik wurde um 18:34 Uhr festgenommen. Er ergab sich widerstandslos und wurde zu dem weißen Haupthaus der Insel gebracht, wo er durchsucht und verhört wurde. Er gab an, davon auszugehen, dass die Polizei ihn auf der Stelle hinrichten würde, fügte jedoch hinzu, er betrachte die Polizisten als seine Brüder. Als man ihm die Uniform auszog, posierte er zum Scherz vor dem Tatortfotografen der Polizei und ließ seine Muskeln spielen.

Endlich konnten nun auch Ärzte, Rettungskräfte und Polizisten die Insel absuchen, und schwerverletzte Jugendliche wurden ans Festland gebracht. Einige waren bereits von freiwilligen Helfern zum Festland gefahren worden, von dort wurden sie entweder mit dem Rettungswagen oder mit dem Rettungshubschrauber in die umliegenden Krankenhäuser Ostnorwegens gebracht.

Der einzige Überwachungs- und Einsatzhelikopter der Polizei stieg an jenem Tag nicht in die Luft. Aufgrund der Ferienzeit und des damit einhergehenden reduzierten Personals blieb er in Oslo am Boden.

Am Tyrifjord bemühten sich Polizisten, Rettungsmannschaften und Freiwillige darum, sich einen Überblick über all die hilfebedürftigen und zutiefst traumatisierten Jugendlichen zu verschaffen, die an Land gebracht worden waren, und Ordnung in das Chaos zu bringen. Gleichzeitig nahm der Druck durch Angehörige, Eltern und Geschwister, die sich in ihre Autos gestürzt hatten und zum Tyrifjord gefahren waren, zu.

Zum allgemeinen Sammelpunkt war das 350 Jahre alte Familien- und Tagungshotel Sundvolden erkoren worden, in dem Angestellte und Gäste ihr Äußerstes taten, um den Betroffenen zu helfen, die mittlerweile zu Hunderten herbeiströmten.

Im Laufe des Abends wurde allmählich klar, dass auf Utøya ein regelrechtes Massaker stattgefunden hatte. Die endgültigen Zahlen sollten zeigen, dass Anders Behring Breivik innerhalb von 189 Minuten insgesamt 77 Menschen ermordet und mehrere hundert weitere verletzt hatte.

In den darauffolgenden Tagen wurde das Land Zeuge von Szenen, wie es sie seit 1945 nicht mehr gesehen hat.

Vor dem Dom in Oslo breitete sich im Laufe weniger Tage ein einziger Teppich an niedergelegten Blumen, Grußworten, Zeichnungen und Kerzen aus. Auch die hastig um das Regierungsviertel errichteten Absperrungen dienten bald als Spalier für mitgebrachte Blumen, und sowohl der Schlossplatz als auch die beiden Löwenkulpturen vor dem Parlamentsgebäude wurden von Rosen bedeckt.

Während des Trauergottesdienstes im Osloer Dom am 24. Juli konnte man lautes Weinen und die unterdrückten Schmerzensschreie der Anwesenden vernehmen.

»Wir sind ein kleines Land, aber ein stolzes Volk«, sagte ein sichtlich bewegter Ministerpräsident vom Rednerpult aus. »Wir sind nach wie vor erschüttert über das Geschehene, doch werden wir niemals unsere Werte aufgeben. Unsere Antwort ist mehr Demokratie, mehr Offenheit, mehr Menschlichkeit. Aber keineswegs Naivität. Niemand könnte es besser ausdrücken als die junge AUFlerin bei ihrem Interview mit CNN: ›Wenn ein einziger Mann so viel Hass empfinden kann, wie viel Liebe können wir dann nicht empfinden, wenn wir zusammenstehen.«

Während der Schweigeminute am Montag, dem 25. Juli, stand das ganze Land still. Auf allen norwegischen Straßen fuhren Autofahrer an den Rand. In den Supermärkten und auf den Bürgersteigen blieben die Leute mit gesenkten Köpfen stehen. Ähnliche Szenen spielten sich bei unseren skandinavischen Nachbarn ab. Am selben Tag wurde in Oslo zu einem »Rosenumzug«

zum Gedenken an die Toten aufgerufen. In einer Stadt mit gut 600 000 Einwohnern füllten mehr als 200 000 Menschen die Straßen. Es waren so viele, dass der »Umzug« zu einer stehenden Manifestation auf dem Rathausplatz geriet.

»Heute Abend sind unsere Straßen voller Liebe«, sagte Kronprinz Haakon bei seiner Ansprache zu der Menschenmenge.

Norwegen ist ein langgestrecktes Land, aber die Wege von Mensch zu Mensch sind kurz. Geographisch betrachtet ist Norwegen groß, fast so groß wie Deutschland, aber mit knapp fünf Millionen Einwohnern ist die Bevölkerungszahl sehr klein. Die Toten und Verletzten kommen aus allen Teilen dieses langgestreckten Landes. Die Ermittlungen, die Kritik am Polizeieinsatz, die beiden rechtspsychiatrischen Gutachten, die zehnwöchige Hauptverhandlung im Osloer Amtsgericht und nicht zuletzt der Abschlussbericht des Untersuchungsausschusses und dessen Folgen haben das vergangene Jahr beinahe ausschließlich zu einer Verlängerung dieses gesellschaftlichen und persönlichen Traumas werden lassen. Viele, vor allem die nicht unmittelbar Betroffenen, wünschen sich nun, dass das Leben so bald wie möglich wieder weitergeht. Während die Zeit für andere seit dem Sommer, in dem wir so viele Menschen verloren haben, stillsteht.

In den 189 Minuten zwischen 15:25 Uhr und 18:34 Uhr am 22. Juli 2011 erlebte Norwegen nicht nur die größte Krise seit dem Zweiten Weltkrieg, der Zeitraum hat auch unsere friedliche, nahezu idyllische Gesellschaft verän-

dert. Jeder Norweger wird sich für immer daran erinnern, wo er an jenem Tag war und was er gerade tat.

* * *

Ich war in Portugal im Urlaub, als mich die Nachricht von der Explosion in Oslo erreichte.

Fast sechs Jahre lang hatte ich zunächst an einer Masterarbeit in Sozialanthropologie und dann an einer Reportage über den Terroranschlag an der Schule Nr. 1 in Beslan im Nord-Kaukasus im Jahr 2004 gearbeitet, bei dem 333 Menschen, die meisten davon Kinder, während einer dreitägigen Geiselnahme ums Leben gekommen waren. Die Fragestellung der Masterarbeit war relativ einfach gewesen: »Welche Nachwirkungen hat ein derart dramatisches und gewaltsames Ereignis auf lange Sicht auf eine relativ kleine Lokalbevölkerung?«

Die Ergebnisse waren alles andere als erfreulich. Ich war in eine Stadt gekommen, die von Konflikten, gegenseitigen Anschuldigungen und einer selbst nach drei Jahren nicht enden wollenden Trauer geprägt wurde. Als Außenstehende wurde ich jedoch mit rührender Gastfreundschaft empfangen. Ich wurde in Häuser eingeladen, in denen die Zeit stehengeblieben war, in denen die Kinderzimmer seit dem Morgen des 1. September 2004 wie Zeitkapseln der Trauer unberührt geblieben, in denen die Mütter nur noch Schatten ihrer selbst waren. Gleichzeitig traf ich viele mutige und tatkräftige Frauen, die sich trotz der zu erwartenden Probleme gegen die Behörden in Moskau organisiert hatten und eine unabhängige Untersuchung des Geiseldramas forderten.

Auch nachdem ich meine Masterarbeit eingereicht

hatte, ließ mich Beslan nicht los. Drei Jahre später, im Jahr 2010, fuhr ich noch einmal hin, dieses Mal mit der Absicht, ein Reportagebuch zu schreiben.

Nun war mein Buch fertig und sollte bald erscheinen. In Gedanken beschäftigte ich mich bereits mit einem neuen Buch, einem Kinderbuch. Nachdem Terror und Tod über so viele Jahre eine so wichtige Rolle in meinem Leben gespielt hatten, war es befreiend, an einer lustigen Erzählung für Kinder zu arbeiten. Die Tage in Portugal waren geprägt von den fröhlichen Geräuschen im Pool plantschender Kinder, von faulen Nachmittagen, die ich mit einem Buch auf der Sonnenliege verbrachte, und dem Geruch von Grillkohle unter dem Sternenhimmel.

Mitten in dieser Ferienidylle, kurz vor vier Uhr am Nachmittag des 22. Juli, rief mein Bruder an, der diesen Sommer als Touristenführer im Osloer Schloss arbeitete. Mit erregter Stimme erzählte er mir, dass die Kronleuchter geklirrt hätten, dass sie das Schloss hätten evakuieren müssen, dass sämtliche Führungen für diese Woche abgesagt worden seien. Das Schloss war umringt von Soldaten, Oslos Straßen waren nicht wiederzuerkennen.

Ich riet ihm, sich vom Zentrum fernzuhalten. Nicht dass dort noch eine Bombe explodierte.

Den Rest des Nachmittags verfolgten wir gebannt die Nachrichtensendungen aus Norwegen. Als wir schließlich erfuhren, dass jemand auf Utøya herumlief und Jugendliche des Sommercamps der AUF erschoss, ahnte ich noch nicht, dass ich jemanden kannte, der sich gerade auf der Insel befand.

Du, Papa, ich muss jetzt auflegen

»Lars ist auf Utøya!« Meine Mutter klang am Telefon leicht erregt. Bis vor wenigen Stunden hatte ich noch nie von Utøya gehört und erst recht nicht geahnt, dass sich mein Cousin Lars Grønnestad dort aufhielt. Unsere Familie hat sich politisch nie besonders engagiert. Wir gehen zur Wahl, und damit hat es sich. Vermutlich ist Lars der Erste in der Familie, der einer Partei beigetreten ist. Wann war das?

»Aber es geht ihm gut. Es wurde bestätigt, dass er in Sicherheit ist«, beruhigte mich meine Mutter. Es war abends kurz nach acht. Zu diesem Zeitpunkt wusste keiner von uns, dass es eine Verwechslung gegeben hatte. Nicht unser Lars war in Sicherheit, sondern ein anderer. Wie es unserem Lars ging, wusste niemand.

Als Lars von der Bombenexplosion erfuhr, war sein erster Impuls, seine Eltern anzurufen. Beide hielten sich im Ausland auf, sie machten getrennt Urlaub, und er wusste nicht mehr genau, an welchem Tag sie nach Hause kommen wollten. Vielleicht schon heute Abend? Es ist bestimmt keine gute Idee, heute Abend in Oslo zu landen, dachte er und rief an, um sie zu warnen. Seine Mutter

konnte er in Spanien nicht erreichen. Auch sein Vater, der mit Lars' kleinem Bruder Harald in Montenegro war, hörte den Anruf nicht. Er und Harald saßen in ihrem Hotelzimmer und verfolgten auf *Al-Dschasira* die Berichterstattung über die Bombenexplosion in Oslo. Unablässig flimmerten dieselben Bilder über den Fernsehschirm. Als der Vater sah, dass Lars angerufen hatte, rief er sofort zurück.

»Mir geht es gut«, versicherte Lars seinem Vater, »aber ihr dürft heute nicht nach Oslo zurückfliegen. Die Lage ist nicht sicher. Stell dir vor, am Flughafen passiert auch noch was!«

Noch während sie miteinander sprachen, knallte es mehrere Male. Lars wurde wütend. Wer konnte so taktlos sein, ausgerechnet jetzt Chinaböllern abzufeuern? Er sah sich im Zeltlager um, weil er wissen wollte, woher der Lärm kam. Plötzlich sah er eine Gruppe Jugendlicher, die auf ihn zustürmten. Wieso rannten sie? Ihre Gesichter erschreckten ihn. Sie waren nicht rot oder rosa, wie das im Sommer üblich ist, sie waren weiß, fast schon grünlich, und erinnerten an Munch-Gemälde. Sie sahen aus wie Babys, die beim Weinen das ganze Gesicht verzogen. Aber das hier waren keine Babys, es waren Jugendliche und Erwachsene. Es sah brutal aus, abstoßend und echt. Und überhaupt nicht wie im Film.

»Du, Papa, ich muss jetzt auflegen, irgendwas ist hier los«, sagte Lars. Ohne eine Antwort abzuwarten, beendete er das Telefonat. Dann lief er wie die meisten anderen, die sich gerade im Zeltlager befanden, hinter den panischen Jugendlichen her, obwohl er nicht wusste, warum sie so rannten.

»Halt! Da ist ein Polizist!«, rief einer der Jugendlichen, der in einer kleinen Gruppe zwischen den bunten Zelten stehengeblieben war. Lars drehte sich um und sah nach oben. Auf der Anhöhe stand ein großer, blonder Mann in Polizeiform. Irgendetwas an ihm störte Lars, er verhielt sich nicht wie ein normaler Polizist. Ihm fehlte die erforderliche Autorität, und er sah nicht so aus, als wollte er die Leute beruhigen. Sein Blick schweifte vielmehr suchend umher.

Das alles hatte sich innerhalb einer halben Minute abgepielt. Auf einmal richtete der Polizist seine Waffe auf sie, und es knallte erneut. Sie rannten in alle Richtungen, Lars lief eher, als dass er rannte. Ein Polizist, der auf Jugendliche schoss? Das ergab überhaupt keinen Sinn. Kurz bevor Lars den Waldrand erreichte, spürte er einen Stoß im Rücken. Es fühlte sich an wie ein Faustschlag, allerdings mit dem Unterschied, dass er nur die Wucht des Schlages spürte und keine Faust im Spiel war. Er lief in den Wald, bis ihn seine Beine nicht mehr tragen wollten. Besonders weit kam er nicht. Ungefähr dreißig Meter vom *Liebespfad* entfernt bekam er keine Luft mehr und brach auf einem schlammigen Forstweg zusammen. Er wollte sich an den Rücken fassen, schaffte es aber nicht. Die rechte Schulter machte nicht mit. Als er es mit der linken Hand probierte, merkte er, dass sein ganzer Rücken voller Blut war. »Scheiße!«, stieß er hervor. Überall auf der Insel rannten panische Jugendliche um ihr Leben, aber ausgerechnet dort, wo er im Schlamm lag, war niemand. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Wer hatte auf ihn geschossen? Ein Islamist? Doch der Polizist war ein Weißer gewesen. Vielleicht ein Konvertit? Erst die Bombenexplosion

im Regierungsviertel, dann ein Polizist, der auf politisch engagierte Jugendliche schoss? Der Gedanke schien weit hergeholt, aber handelte es sich möglicherweise um einen Staatsstreich? Eine dritte Möglichkeit wäre noch, dass der Polizist ein Rechtsextremist war. Aber warum hatte er sich dann nicht die Sozialistische Jugend ausgesucht, die ihr Sommercamp eine Woche später durchführte?

In seiner momentanen Lage hatte er keine Zeit, die verschiedenen Theorien gegeneinander abzuwägen. Lars war klar, dass er hier nicht liegenbleiben konnte. Das Gelände war zu offen. Da er zum ersten Mal auf Utøya war, kannte er sich nicht besonders gut aus, aber er musste sich unbedingt ein Versteck suchen, am besten eins in unmittelbarer Nähe. Sein Körper war so voller Adrenalin, dass er kaum Schmerzen empfand, da ihm jedoch Arme und Beine den Dienst versagten, konnte er nicht aufstehen. Der 19-Jährige nahm all seine Willenskraft zusammen und brachte sich mühsam in eine halbwegs aufrechte Stellung. Mehr schlecht als recht schleppte er sich Richtung *Rockzelt*, das nur einen Steinwurf weit entfernt lag. Auf dem Weg dorthin entdeckte er auf einer Lichtung einen Baum, dessen Zweige tief herabhingen. Ein passables Versteck, überlegte er, und kroch unter die Zweige. Er konnte es sich nicht leisten, wählerisch zu sein, und dieses Versteck war hundertmal besser als der ungeschützte Forstweg.

Lars nahm sein Handy heraus, mit dem er noch vor wenigen Minuten telefoniert hatte, und wählte den Notruf 113. Er kam sofort durch.

»Hallo«, sagte die Frau am anderen Ende. »Worum geht's?«

Lars schilderte kurz die Lage, und die Frau in der Notrufzentrale teilte ihm mit, dass sie über die Ereignisse auf Utøya informiert seien.

»Bist du verletzt?«, wollte sie wissen.

»Ich glaube, ich wurde angeschossen«, antwortete Lars.

»Wo?«

»Am Rücken.«

»Bekommst du Luft?«

»Ja, aber nicht gut. Das Atmen tut weh.«

Die Frau in der Notrufzentrale riet ihm, etwas auf die Wunde zu pressen. Er sollte sich auf einen Stein oder etwas Hartes legen, um Druck auf die Verletzung auszuüben. Anschließend stellte sie ihn zu der Polizeistreife durch, die sich als Erste auf den Weg nach Utøya gemacht hatte. In dem Streifenwagen, der mit heulenden Sirenen zum Fähranleger in Utvika raste, saßen zwei 30-jährige Polizisten von der Polizeidirektion Nord-Buskerud. Der Empfang war schlecht, und Lars konnte nicht viel sagen, bevor die Verbindung unterbrochen wurde. Als er wieder Empfang hatte, war eine Nachricht des Polizeibeamten, mit dem er gesprochen hatte, auf seiner Mailbox. Lars rief zurück.

»Wie heißt du?«, wollte der Polizist wissen. »Wurdest du angeschossen?«

Lars sagte seinen Namen und bestätigte, dass er angeschossen worden war.

»Wo liegst du?«, fragte der Polizist.

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen möchte«, antwortete Lars.

»Warum nicht?«, wunderte sich der Polizist.

»Weil ein Polizist auf mich geschossen hat.«

»Hat er eine Uniform getragen?«

»Ja.«

»Weißt du, wie viele es sind?«

»Ich habe nur einen gesehen.«

»Ich würde dir gern etwas Aufmunterndes sagen«, hörte Lars ihn aus dem knisternden Handy murmeln. Die heulende Sirene erschwerte die Kommunikation noch obendrein.

Auf dem nassen Waldboden unter den tiefen Zweigen folgerte Lars blitzschnell, dass es in seiner gegenwärtigen Lage nur drei Möglichkeiten gab: Wenn er hier liegenblieb und ihn niemand fand, würde er früher oder später verbluten. Falls er gefunden wurde und es sich tatsächlich um einen Staatsstreich handelte, würde man ihn vermutlich töten. Falls der Mann, der auf ihn geschossen hatte, jedoch allein operierte, würde die Polizei alles daransetzen, ihn zu retten. Nur in diesem einen Fall bestand die Chance, dass er überlebte.

»Ich liege beim *Rockzelt*«, sagte er.

»Wo ist das?«, fragte der Polizist. Lars war erleichtert. Die beiden kannten sich auf Utøya offensichtlich nicht aus.

»Wenn man zum Bootsanleger kommt, dann ist es genau auf der gegenüberliegenden Seite der Insel«, erklärte er.

Bevor er das Gespräch beendete, riet ihm der Polizist, sich so gut wie möglich vor dem Täter zu verstecken. Unmittelbar darauf war Lars' Akku leer, was ihn nicht weiter bekümmerte. Er hatte ihnen sagen können, wo er lag. Das war das Wichtigste. Und nicht entdeckt zu

werden. Am Leben zu bleiben, bis die Polizei kam. So sahen seine Prioritäten jetzt aus. Wenn er am Morgen bloß nicht diese auffälligen Klamotten angezogen hätte. Unter dem schwarzen Kapuzenpulli hatte er ein knallrotes T-Shirt an. Dazu trug er weiße Shorts mit roten und blauen Streifen. Nach dem kalten und regnerischen Sommer waren seine Beine nicht gerade sonnengebräunt. Lars griff mit der gesunden Hand in den Schlamm und rieb sich mit der nassen, klebrigen Masse ein. Die weißen Beine. Die Shorts. Die Haare. Alles.

Von den Bäumen fielen schwere Tropfen. Es hatte angefangen zu regnen. Sein Kopf lag direkt auf der Erde, Lars hörte jeden einzelnen Tropfen. Ganz in der Nähe vernahm er Schüsse und Geschrei. Dann hörte er nur noch den Regen und wie sich die Schüsse entfernten. Ihm fiel auf, dass immer nur an einer Stelle geschossen wurde.

Was war hier eigentlich los? Mehrmals hob er den Oberkörper und sah sich um. Er konnte niemanden entdecken. Weder andere AUFLER noch den Täter oder die Polizei. Wo waren sie alle? Würde die Polizei rechtzeitig eintreffen? Dann legte er sich wieder so hin, dass die Schusswunde auf einem Stein auflag. Er hatte Schmerzen beim Atmen. Die Vorstellung, hier allein im Schlamm zu sterben, war unerträglich.

»Ich schaffe das«, sagte er sich immer wieder, wie ein Mantra, »ich schaffe das.« Zugleich dachte er an seine Beerdigung. Wie viele würden kommen? Er überlegte, dass es ein Unterschied war, ob man als Mensch oder als Erinnerung weiterlebte. Er war zu jung, um zu einer Erinnerung zu werden. Es gab noch nicht genug, wo-

ran man sich erinnern könnte. Seine Großeltern sollten nicht miterleben müssen, wie ihr Enkelkind begraben wurde, das war die falsche Reihenfolge. Aber falls er doch sterben sollte, was würden sie bei seiner Beerdigung sagen? Welche Musik würden sie spielen? Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Ihm schwirrten immer wieder dieselben Gedankenketten durch den Kopf, zeitgleich und doch nicht im Einklang miteinander.

Es war kalt, wenn man reglos auf dem Boden lag. Er trug zwar eine Shorts, aber die Temperaturen waren keineswegs sommerlich, und allmählich wurde es Abend. Er merkte, wie instabil sein Bewusstsein war. Würde er ab und zu ohnmächtig? Würde er sterben? Nach einer Weile wurden seine Finger taub. Er versuchte, sie zu bewegen, aber das Gefühl kehrte nicht zurück.

In Gedanken war er schon mehrmals seine Beerdigung durchgegangen, als er plötzlich einen Hubschrauber hörte. »Endlich!«, dachte er. »Die Rettung naht!« Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern, bis er Hilfe bekam. Zum ersten Mal, seit er unter den Baum gekrochen war, wagte er es, auf Rettung zu hoffen.

Aber die Rettung kam nicht. Das Dröhnen des Hubschraubers vermischte sich mit dem Sirenengeheul vom Festland, entfernten Schüssen und den Regentropfen auf der Erde. Lars begann jetzt, Blut zu spucken. Waren seine inneren Verletzungen so schwer, dass er sterben würde, bevor Hilfe kam? Was wussten seine Eltern, die beide weit weg in einer Welt aus Sandstränden, Sonnenschirmen und Cocktails waren, die ihm in seiner Situation fast unwirklich erschien? Ein Teil von ihm hoffte, dass sie nicht mitbekommen hatten, was hier

vor sich ging. Dann bräuchten sie sich keine Sorgen zu machen.

Die Zeit arbeitete gegen ihn. Wie lange lag er schon hier? Eine Stunde? Drei? Vor seinen Augen verschwamm alles, und er konnte den Blick kaum mehr fokussieren. Das Atmen fiel ihm zunehmend schwer. Wo blieb die Polizei? Sollte er so sterben? Mutterseelenallein unter einem Baum?

Nachdem Lars so abrupt aufgelegt hatte, versuchte sein Vater, mein Onkel Hans, ihn gleich wieder anzurufen. Lars nahm nicht ab. Wenig später brachte Al-Dschasira erste Meldungen über Schüsse auf Utøya. Die Berichterstattung wurde immer umfassender. Trotzdem war es schwierig, sich ein Bild von den Vorfällen auf der Insel zu machen. Anscheinend wusste niemand genau, was sich dort abspielte. Hans wagte nicht, Lars mit weiteren Anrufen zu belästigen. Vielleicht floh er gerade, vielleicht versteckte er sich. Um 18:55 Uhr, anderthalb Stunden, nachdem er zuletzt mit seinem Sohn gesprochen hatte, schickte er ihm eine vorsichtige SMS: »*Chaotische Zustände bei euch?*« Er erhielt keine Antwort.

»Was mache ich jetzt?«, fragte sich Hans. Er war in Montenegro, mehrere tausend Kilometer von Utøya entfernt. Es hätte aber auch nichts geändert, wenn er daheim in Haugesund gewesen wäre. Selbst von dort brauchte man bis nach Utøya einen ganzen Tag.

Lars' Mutter, meine Tante Gunvor, befand sich in Spanien und war noch weniger über die Geschehnisse in Norwegen informiert als ihr Exmann. Es war kurz nach 18 Uhr, als sie und ihr Freund nach einem langen und

erholsamen Tag am Strand in ihre Ferienwohnung zurückkehrten. Dort holte sie ihr Handy heraus, das den ganzen Tag unbeachtet in der Tasche gelegen hatte, und sah, dass eine SMS von Lars eingegangen war: *»Bin auf Utøya. Es geht mir gut.«* Er hatte sie gegen halb fünf geschickt. Eine Stunde später hatte er versucht, sie anzurufen. Auch eine Freundin von Lars hatte ihr eine SMS geschickt: *»Ich habe solche Angst um Lars, nach allem, was auf Utøya passiert ist.«* Während sie das Handy in der Hand hielt, gingen Schlag auf Schlag mehrere SMS ein. Bekannte und Fremde fragten: *»Wie geht es Lars?«* *»Ist er in Sicherheit?«*

Gunvor rief Hans an, weil sie hören wollte, ob er etwas wusste. Sie rechnete damit, dass er sie beschwichtigen würde. *»Mensch«,* würde er sagen. *»Kein Grund zur Aufregung, entspann dich, es ist bestimmt nichts Schlimmes passiert.«* Er war ein Mann, den so gut wie nichts aus der Ruhe brachte und der fast nie die Fassung verlor. Ingeheim hoffte sie natürlich, dass er genau das sagen würde. Aber diesmal versuchte er nicht, den Ernst der Lage herunterzuspielen. Er erzählte ihr kurz von seinem letzten Telefonat mit Lars und versprach, sich umzuhören und mehr über die Vorfälle auf Utøya in Erfahrung zu bringen. Sie konnte ihm anhören, dass er panische Angst hatte.

Gunvor hoffte, im Fernsehen etwas zu erfahren. Auf CNN wurden Bilder vom Regierungsviertel gezeigt. Gunvor hatte noch nicht mitbekommen, dass in Oslo eine Bombe hochgegangen war. Diese Nachrichten aus einem kleinen Land in weiter Ferne hatten die Strandidylle in Spanien nicht getrübt. Irgendwie konnte sie sich

damit beruhigen, dass dieses Ereignis wahrscheinlich die Ursache für die allgemeine Besorgnis war. Auf CNN erfuhr sie nicht, wann die Explosion stattgefunden hatte. Vielleicht war alles gerade erst passiert? Vielleicht hatte Lars deshalb aufgelegt?

In Montenegro machte sich Hans daran, die Telefonnummer des Vorsitzenden der Arbeiterpartei von Haugesund in Erfahrung zu bringen. Hatte er Informationen über die Teilnehmer aus seinem Bezirk? Nein. Er hatte nicht einmal den Überblick darüber, wie viele aus Haugesund überhaupt auf Utøya waren. Es handelte sich schließlich um ein offenes Zeltlager. Jeder konnte daran teilnehmen. Er empfahl Hans, mit seiner Kollegin Laila Thorsen Kontakt aufzunehmen. Hans rief sie an, und sie konnte ihm zu seiner Erleichterung versichern, dass es Lars gut gehe. Lars habe sich zusammen mit Emilie Bersaas, einer guten Freundin, versteckt. Beide seien unverletzt von der Insel evakuiert worden.

Auf eine solche Nachricht warteten mehrere hundert Eltern. Hans spürte, wie sich seine Schultern entspannten. Erst jetzt bemerkte er, wie groß seine Angst gewesen war.

Kurz vor acht, als CNN von den ersten Todesopfern auf Utøya berichtete, rief Hans Gunvor an und sagte ihr, Lars sei unverletzt und in Sicherheit. Endlich konnte sie die pausenlos eingehenden besorgten SMS beantworten und allen mitteilen, dass Lars wohlauf war. Als sie und ihr Freund wenig später in ein nahegelegenes Restaurant gingen, nahm sie ihr Handy mit. Lars konnte jederzeit anrufen.

Aber Lars rief nicht an.

Auch Hans und sein jüngster Sohn Harald gingen essen. Als sie die Speisekarte studierten, lagen ihre Handys griffbereit auf dem Tisch. Lars würde mit Sicherheit anrufen, sobald er Gelegenheit dazu hatte. Er war so gewissenhaft.

Aber Lars rief nicht an.

Während Hans und Harald auf das Essen warteten, rief Gunvor noch einmal aus Spanien an. Sie fand es merkwürdig, dass Lars sich nicht meldete. Er und Emilie hatten die Insel vor fast einer Stunde verlassen. Das passte so gar nicht zu ihm. Hans versprach, noch einmal nachzuforschen, und brachte nach einigem Hin und Her Emilies Telefonnummer in Erfahrung. Er schickte ihr eine kurze SMS, in der er ihr erklärte, er sei Lars' Vater und wolle gern wissen, ob es Lars gutgehe. Dann brachte die Bedienung das Essen. Worüber sie sich unterhielten? Hans weiß es nicht mehr. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Handy. Er wartete darauf, dass Lars anrief, dass Emilie antwortete.

Um 21:09 Uhr kam Emilies Antwort:

»Hallo. Tut mir leid, ich habe Lars nicht gesehen :(«

»Ich habe gehört, dass du ihn noch gesehen hast, als alles vorbei war«, schrieb Hans zurück.

»Leider nicht!! :(«, antwortete Emilie.

Damit sie kein schlechtes Gewissen bekam – es war schließlich nicht ihre Schuld, dass er eine Fehlinformation erhalten hatte –, schrieb er ihr, dass es in all dem Chaos wohl ein Missverständnis gegeben haben musste.

»Danach hat uns das Essen nicht mehr so richtig geschmeckt«, erzählt Hans auf seine trockene Art. Wir sitzen in seinem neuen, sparsam möblierten Haus in

Haugesund. Er und Gunvor haben sich vor Jahren scheiden lassen, woraufhin er ausgezogen ist, ich bin allerdings zum ersten Mal hier zu Besuch. Draußen fällt der Schnee in dichten Flocken. Bald ist Weihnachten. Hans fragt, ob ich Clementinen oder Karamellkonfekt haben möchte oder vielleicht eine Tasse Kaffee? Mir fällt auf, dass wir zwei eigentlich nie allein miteinander reden. Wir sehen uns fast ausschließlich auf großen Familienfeiern, auf denen die Kinder herumrennen und die Erwachsenen sich lautstark unterhalten. Mir fällt auch auf, dass ich nicht besonders viel über meinen Onkel weiß. Was macht er eigentlich beruflich? Ich weiß, dass er Wirtschaftsprüfer ist, aber nach der Scheidung hat er die Stelle gewechselt, habe ich gehört. Wo arbeitet er jetzt?

»Ich hatte mir gerade etwas auf den Teller geladen«, erinnert sich Hans, »aber ich konnte nicht weiteressen. Was dann folgte, war die Hölle. Ich konnte überhaupt nichts tun. Alles war ein einziges Chaos. Ich rief Gunvor an, aber ich war außerstande, meiner Mutter oder sonst jemandem davon zu erzählen. Dafür fehlte mir die Kraft. Kurz darauf rief Emilie an, es tat ihr leid, dass wir eine falsche Information bekommen hatten. Sie hatte ein ganz schlechtes Gewissen, aber es war ja, wie gesagt, nicht ihre Schuld. Sie versprach, alles daranzusetzen, um Lars zu finden.«

In Spanien war das Essen gerade auf den Tisch gekommen, als Tante Gunvor den Anruf erhielt, den sie sich am allerwenigsten gewünscht hatte. Lars war doch noch nicht gefunden worden. Das Ganze war ein Missverständnis gewesen. Ein anderer Lars aus Haugesund war in Sicherheit. Von ihrem Lars fehlte jede Spur.

Gunvor und ihr Freund rührten das Essen nicht an. Sie verließen das Restaurant und kehrten in ihre Ferienwohnung zurück, wo sie den restlichen Abend vor dem Fernseher verbrachten und CNN schauten. Auf Gunvors Handy gingen weiterhin SMS ein, doch nun musste sie antworten, dass Lars vermisst wurde.

So vergingen die Stunden. CNN brachte nach wie vor nichts darüber, wann es zur Bombenexplosion und den nachfolgenden Ereignissen gekommen war, und Gunvor klammerte sich an die Hoffnung, dass Lars die SMS, die um halb fünf bei ihr eingegangen war, erst geschrieben hatte, als alles vorbei war. Dem Newsticker unten auf dem Bildschirm konnte sie entnehmen, dass fünf Personen ums Leben gekommen waren. Es wurden Bilder von Menschen gezeigt, die ans Festland schwammen. »Wenn nur Lars nicht darunter ist!«, dachte sie. Das war ihre größte Angst. Lars war zwar athletisch und ein guter Kampfsportler, aber niemand, der ihn kannte, würde ihn einen guten Schwimmer nennen.

Daheim in Haugesund rief Lars' großer Bruder Erik, der Medizin studierte, alle Krankenhäuser in Ost-Norwegen an. Ob ein Lars Grønnestad eingeliefert worden sei? Er wurde um eine Beschreibung des Vermissten gebeten. Wie sah dieser Lars aus? Erik hatte einen kurzen Blackout. Ja, wie sah Lars eigentlich aus? Einen Augenblick lang konnte er sich nicht daran erinnern, wie sein Bruder aussah. Doch, er war blond, groß, über 1,90. Tut uns leid, hieß es am anderen Ende, es war niemand eingeliefert worden, auf den diese Beschreibung zutraf. Überall erhielt er die gleiche Auskunft.

In Montenegro saß der jüngste der drei Brüder, der

fünfzehnjährige Harald, vor dem Laptop. Die Sonnenbrille auf der Nase, dem Vater den Rücken zugekehrt, suchte er auf Facebook nach Informationen über Lars. Hans rief noch einmal seine Kontaktpersonen in der Arbeiterpartei an, aber niemand konnte ihm etwas Neues berichten. Die Minuten, Viertelstunden und Stunden krochen im Schneckentempo dahin. Viele Male war Hans das ganze Spektrum der Möglichkeiten durchgegangen. Er hatte seit halb sechs nichts mehr von Lars gehört. Jetzt war es später Abend. Heutzutage geht der Informationsfluss so schnell. Wäre Lars am Leben, hätte er sich wahrscheinlich längst gemeldet. Hatte er versucht, ans Festland zu schwimmen? Ein panischer Lars, der in einem eiskalten See schwamm? Die Vorstellung war nicht besonders beruhigend.

Vor Mitternacht rief die Polizei an und fragte nach Lars' Personenkennziffer. Hans gab sie ihnen, machte ihnen jedoch unmissverständlich klar, dass sie ihm nicht tausend Fragen zu stellen brauchten, um in fünf Minuten wieder anzurufen und ihm mitzuteilen, dass Lars tot sei.

Sie riefen nicht wieder an.

Gegen Mitternacht waren zehn von zwölf AUFLern aus Haugesund in Sicherheit. Der siebzehnjährige Sondre Furseth Dale und der neunzehnjährige Lars Grønnestad wurden weiterhin vermisst.

Nachdem er mehr als anderthalb Stunden allein unter dem Baum gelegen hatte, sah Lars plötzlich zwei Polizisten. Beide trugen Uniform und saßen in nicht allzu großer Entfernung in der Hocke. Jetzt blieb Lars nichts

anderes übrig, als zu pokern: Entweder er gab sein Versteck preis und riskierte, getötet zu werden, oder er blieb liegen und lief Gefahr, früher oder später zu verbluten. Er war inzwischen stark unterkühlt und hatte immer häufiger schmerzhafteste Muskelkrämpfe. Ihm war bewusst, dass er bedrohlich viel Blut verloren hatte. Sein Körper war steif und verkrampft, das Atmen strengte ihn an und war eine Qual. Sein Blick schien zunehmend vernebelt. Die Polizisten sah er nur noch wie durch kleine Löcher. Drum herum war alles weiß und undurchdringlich.

Er beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Außerdem wirkten die beiden Polizisten eher vertrauenerweckend. Im Gegensatz zu dem Mann, der auf ihn geschossen hatte, schienen sie etwas Bestimmtes zu suchen. Ihr ganzes Auftreten strahlte Autorität aus.

Nur mit großer Mühe konnte Lars seinen Oberkörper aufrichten. Er nahm all seine Kraft zusammen und rief nach den Polizisten. Dann wurde er wieder ohnmächtig. Die beiden kamen sofort zu ihm herüber. Für medizinische Notfälle geschult, erkannten sie mit einem Blick, dass der schmutzige und blutüberströmte Junge schnellstens Erste Hilfe benötigte. In den durchlöcherchten Lungenflügel waren Luft und Flüssigkeit eingedrungen, die jetzt auf das Herz und die gesunde Lunge drückten. Der Junge drohte zu ersticken. Sie holten zwei dicke Kanülen aus ihrer Erste-Hilfe-Ausrüstung und setzten sie ihm zwischen die Rippen. Auf diese Weise konnten sie einen Teil der Luft ableiten, die sich um den verletzten Lungenflügel herum angesammelt hatte, und der Druck ließ nach. Anschließend trugen die beiden Polizisten den

Verletzten zum *Rockzelt*, wo mehrere andere Jugendliche saßen, unter anderem ein Mädchen aus Südnorwegen, das schon bei einigen Jugendlichen Erste Hilfe geleistet hatte, während die Schießerei noch im Gange war.

»Ihr müsst ihm etwas unter den Kopf legen«, sagte der eine Polizist.

»Legen Sie ihn auf meinen Schoß, etwas anderes haben wir nicht«, sagte das Mädchen aus Südnorwegen. Da sie ihren Pullover schon dazu verwendet hatte, die Blutungen eines anderen AUFlers zu stoppen, trug sie nur noch einen BH.

Sie nannte ihren Namen und begann, beruhigend auf den verletzten Jungen einzureden. Sein Gesicht und seine Haare waren mit Dreck verschmiert, und sein Kopf hing leicht zur Seite, daher war es schwer zu sagen, ob er bei Bewusstsein war oder nicht. Konnte er sie hören?

»Ich heiße Lars«, sagte der Junge leise. Er sah hoch zu dem BH und dem freundlichen Gesicht. »Können wir vielleicht später weiterreden?«, fragte er höflich. »Ich habe fürchterliche Schmerzen und Wasser in der Lunge.«

»Kein Problem«, sagte das Mädchen. Sie blieb ganz ruhig sitzen und strich Tannennadeln aus seinem Gesicht.

Kurz darauf kamen weitere Polizisten zu ihnen und trugen Lars in ein wartendes Auto. Dann fuhren sie mit ihm zum Fähranleger und halfen ihm auf ein Boot.

Jede noch so kleine Bewegung war schmerzhaft, die Bootsfahrt ein Alptraum. Die beiden Kanülen ragten auf der rechten Seite aus seinem Brustkorb heraus, und sobald jemand dagegen stieß, durchfuhr ihn ein heftiger Schmerz. Das Boot war keineswegs für den Transport

von Schwerverletzten ausgerichtet, und auf dem Wasser war es alles andere als windstill. Der Bootsführer brachte Lars zum Fähranleger nach Utvika, aber dort stand kein Krankenwagen bereit. Die drei anderen AUFLER auf dem Boot konnten aussteigen, Lars musste weiter zum Anleger am Campingplatz Utvika. Doch auch dort gab es keine Krankenwagen mehr, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach Utvika zurückzukehren. Lars klammerte sich an den Polizisten, der neben ihm saß. Er hielt sich mit aller Kraft wach. Nachdem er so lange durchgehalten hatte, wollte er jetzt nicht auf den letzten Metern sterben.

»Entspann dich«, sagte der Polizist neben ihm. »Es ist nicht so wie im Film. Du stirbst nicht, wenn du einschläfst.«

Als sie wieder am Fähranleger in Utvika waren, wurde Lars auf eine Trage gelegt. Sie war so schmal, dass er fast herunterfiel. Schließlich fuhr am Kai ein Krankenwagen vor, doch die beiden Fahrer waren keine ausgebildeten Rettungskräfte, sondern ehrenamtliche Mitarbeiter der Norwegischen Volkshilfe. Sie durften lediglich Erste Hilfe leisten, aber weder medizinische Eingriffe vornehmen noch schmerzstillende Mittel verabreichen. Außerdem kamen sie aus einer anderen Provinz und kannten den Weg zum Krankenhaus nicht. Sie lösten das Dilemma, indem sie einem anderen Krankenwagen folgten, der vor ihnen über die kurvigen Straßen brauste. Die Transportliege, auf der Lars lag, war nicht richtig eingeparkt und schwankte in jeder Kurve hin und her.

»Wenn ich bis jetzt durchgehalten habe, dann schaffe ich das hier auch noch«, dachte er und biss die Zähne zusammen.

Lars war an diesem Abend die Nummer 25 im Krankenhaus von Hønefoss. Mit großen Ziffern wurde die Zahl auf seine Brust geschrieben, dann deckte ihn jemand mit einer dünnen Decke zu.

»Ob das was bringt?«, dachte Lars, doch anschließend wurde vorgewärmte Luft in die Decke geblasen, und ihm wurde warm. Die nassen Socken hatte ihm jedoch niemand ausgezogen, und das ärgerte ihn. Mit was für Amateuren hatte er es hier zu tun?

Anschließend erhielt der erschöpfte schlammverschmierte Patient vier bis sechs Blutkonserven und kam allmählich wieder zu Kräften. Kurz nach Mitternacht wurde er mit dem Rettungshubschrauber ins Krankenhaus Ullevål in Oslo verlegt. Dort konnte er sich endlich ein Handy leihen und telefonieren. Es war Viertel nach eins und fast acht Stunden her, seit Hans zuletzt von seinem Sohn gehört hatte. Er war davon ausgegangen, nie wieder Lars' Stimme zu hören.

Auch dieses Telefonat war nicht lang. Lars erzählte, er sei von einer Kugel getroffen worden, es gehe ihm jedoch gut und er liege im Krankenhaus.

»Es tut so gut, deine Stimme zu hören«, sagte Hans erleichtert.

»Papa, ich muss jetzt auflegen«, sagte Lars. »Irgendwas ist hier los, ich glaube, es ist Arztvisite.«

Lars war am Leben und ganz der Alte.

»Oh, nur eine Kugel in der Schulter!« Gunvor hätte vor Freude am liebsten laut gejubelt. Ihr Freund, der früher oft zur Jagd gegangen war, machte sich größere Sorgen, sagte wohlweislich jedoch nichts.

Am nächsten Morgen landete Gunvor in aller Frühe in Haugesund. Jetzt wollte sie so schnell wie möglich nach Oslo, aber weder für den Samstag noch für den Sonntag gab es freie Plätze auf den Flügen. Ihre Nichte bot an, sie nach Oslo zu fahren. Lars' großer Bruder Erik kam mit. Unterwegs hielten sie an und kauften sich die aktuellen Tageszeitungen, erst da begann sie, den Wahnsinn zu begreifen.

Von Haugesund bis Oslo waren es über 450 Kilometer. Überall hingen die Fahnen auf Halbmast. Eine große Stille hatte sich über das Land gelegt. Am Straßenrand lagen Blumenkränze. Sogar im Gebirge hingen die Fahnen auf Halbmast.

Als sie endlich zum Krankenhaus kamen, fiel ihr als Erstes auf, wie schmutzig Lars war.

»Hast du dich denn gar nicht gewaschen, Lars?«, fragte sie verwundert. Sie nahm an, dass der Dreck das Resultat mehrtägigen Lagerlebens war.

Lars blieb zehn Tage im Krankenhaus. Mit jedem Tag ging es ihm besser. Eine Operation blieb ihm erspart, dafür wird er für immer Kugelsplitter in seinem Körper tragen. Die Splitter sind so klein, dass es unmöglich und auch sinnlos ist, sie operativ zu entfernen.

Später erfuhr Lars, dass die Zeit für seine Rettung äußerst knapp geworden war. Wäre er nur fünfzehn Minuten später ins Krankenhaus gekommen, hätte er vermutlich nicht überlebt.

Der Prozess

Es nimmt kein Ende

Vadsø, Februar 2012

»Wir träumen jede Nacht davon«, erzählt May-Tove Iversen. Sie stellt die Kaffeetasse ab und blickt durch das Fenster auf die schneebedeckten Dächer. Es ist zwei Uhr nachmittags, und der kurze Tag geht schon wieder zur Neige. »Erst letzte Nacht bin ich davon aufgewacht, dass mein Mann im Schlaf gesprochen hat. ›Warum sitzen wir im Gerichtssaal?‹, hat er gefragt. Es kommt häufig vor, dass er nachts im Schlaf schreit.«

»Ich weiß nicht, was ich in dem Moment geträumt habe«, sagt ihr Ehemann Svein Sukuvara. »Ich kann mich seit dem 22. Juli an keinen einzigen Traum mehr erinnern.«

Die Sonne ist erst vor wenigen Wochen nach Vadsø zurückgekehrt, jetzt hat sich das Sonnenlicht als rosa Schleier auf die Dächer gelegt. Die Häuser stehen dicht beieinander, das Zentrum ist klein und überschaubar. Mit seinen gut 5000 Einwohnern ist Vadsø nicht gerade eine große Stadt, dennoch ist es das Verwaltungszentrum der Finnmark, einer großen Provinz im äußersten Norden Norwegens, die größer als ganz Dänemark ist.

Nur mit viel Wohlwollen kann man das Stadtzentrum als schön bezeichnen. Deshalb verweisen die Einwohner auch nicht auf ihre Stadt, wenn sie die Vorzüge ihrer Heimat rühmen möchten. Letztere liegen vielmehr in der Landschaft rund herum, den nahezu endlosen, menschenleeren Ebenen, die sich in alle Richtungen erstrecken.

Sehr viel weiter nach Norden oder Osten kommt man in Norwegen nicht. Bis zur finnischen Grenze sind es von hier 75 Kilometer, bis zur russischen 190. Bis nach Oslo, wo in zwei Monaten der Prozess gegen den Mann beginnt, der am 22. Juli 77 Menschen getötet hat, sind es fast 2000 Kilometer.

Zwei der Getöteten kamen aus Vadsø.

»Es gab schon so viele einschneidende Erlebnisse«, erzählt May-Tove in ihrem melodischen Finnmarkdialekt. »Die Beerdigung. Die Gedächtnisfeier in Oslo im August. Tinas Geburtstag, an dem sie neunzehn geworden wäre. Die Jagdsaison, als Svein fort war und ich allein zu Hause geblieben bin. Weihnachten. Der Prozess ist die nächste Etappe. Ich kann nicht behaupten, dass ich mich darauf freue. Es wird furchtbar werden, aber da müssen wir durch.«

May-Tove ist klein und dynamisch, sie hat braune, halbblange Haare und trägt eine Brille. Ihr Ehemann Svein hat kurze, graumelierte Haare und einen Oberlippenbart. Er wirkt müde. Sie nehmen beide kein Blatt vor den Mund. Wie die meisten Nordnorweger sagen sie offen, was sie denken.

Wir sitzen auf dem Ledersofa im Wohnzimmer, auf dem Tisch stehen Kaffee und Teilchen. Alles wirkt so

normal, so still und unerschütterlich. Nur die Fotos des jungen Mädchens und die sorgsam neben den Bilderrahmen angeordneten Kerzen verraten, dass sich die kleine Familie im Ausnahmezustand befindet.

Mitten im Interview ruft ein Journalist des Rundfunksenders NRK an und will ihnen ein paar Fragen stellen. Am Vormittag war bekanntgeworden, dass May-Tove und Svein den Prozess nicht wie gewünscht in Oslo würden verfolgen können.

»Wir dürfen nur dabei sein, wenn Tinas Obduktionsbericht verlesen wird«, erklärt mir May-Tove, nachdem sie mit dem Journalisten telefoniert hat. »Den Rest der Gerichtsverhandlung müssen wir per Videoübertragung in Tromsø oder Alta verfolgen. Aber das Problem ist nicht, dass wir in den Flieger steigen müssen, um in die beiden Städte zu gelangen, unser Haupteinwand ist, dass wir den Prozess nicht auf dem Bildschirm verfolgen möchten. Dann bekommt man leicht das Gefühl, dass uns das Ganze gar nichts angeht. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich im Internet ›Neues im Terrorprozess‹ lese, aber das hier ist für uns nicht ›der Terrorprozess‹. Es ist der Prozess im Mordfall unserer Tochter, und wir dürfen nicht dabei sein.«

»Es ist ärgerlich, wenn man bedenkt, was der Täter alles an Rechten und Verhandlungsmöglichkeiten hat«, sagt Svein und verschränkt die Arme. »Er hat damit gedroht, nicht auszusagen, wenn man ihm keinen Computerzugang gewährt. Und schon hat er ihn bekommen. Womit sollen *wir* drohen? Nein, lasst ihn einfach laufen, ich kümmere mich schon um ihn«, fügt Svein mit zorniger Stimme hinzu. »Dass er nicht ganz sauber im Kopf

ist, ist ja klar, aber wenn Sie mich fragen, kann er nicht unzurechnungsfähig sein, wenn er das Ganze über so viele Jahre geplant hat.«

In den kommenden Wochen wird es pro Tag durchschnittlich zehn Minuten länger hell sein. Anfang Februar ist die Sonne vor 14 Uhr untergegangen. Am Ende des Monats geht sie um 16 Uhr unter. Dann verlangsamt sich das Tempo allmählich, die Tage werden neun Minuten länger, achteinhalb Minuten, acht. Anfang April, wenn es auf die Hauptverhandlung zugeht, sind die Tage länger als die Nächte. Die Sonne geht um 5:03 Uhr auf und um 19:09 Uhr wieder unter.

Von Alta und Bodø im Norden bis Sandnes und Kristiansand im Süden werden in diesen hellen, aber noch kalten Frühlingstagen Großleinwände in den Gerichtssälen unseres Landes aufgebaut, weil die Zahl der Hinterbliebenen, der Opfer, der Journalisten so groß ist. Es gibt nicht genug Platz für sie alle im Gerichtssaal 250 in Oslo. Genau wie May-Tove Iversen und Svein Sukuvara müssen sich die meisten damit begnügen, den Großteil der Gerichtsverhandlung per Videoübertragung zu verfolgen.

Ostern kommt und geht, und der Alltag kehrt wieder ein. Noch eine Woche, sechs Tage, fünf Tage, bis der Prozess beginnt. In den vergangenen Tagen und Wochen ist mir aufgefallen, dass ich wieder einmal dasitze und zuhöre. Bei Leuten zu Hause bin und ihren Worten lausche. Erneut erlebe ich die bewegende Gastfreundschaft der Hinterbliebenen mir, einer Wildfremden, gegenüber. Erneut erlebe ich ihre Trauer. Ihre Wut. Ihr Bedürfnis, das



Erika Fatland

Die Tage danach

Erzählungen aus Utøya

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75391-8

btb

Erscheinungstermin: Januar 2013

Es war eine Tragödie, die ein ganzes Land erschütterte

Welche Spuren hinterlässt ein Terrorangriff in der Seele von Menschen? Wie verändert er das Innenleben einer Gemeinschaft?

Es war eine unvorstellbare Tat, die ein ganzes Land erschütterte: Als die kleine norwegische Insel Utøya am 22. Juli 2011 vom Terror getroffen wurde, stand die Welt für einen Moment still. 77 Menschen fielen einem unbeschreiblichen Massaker zum Opfer. Es waren vor allem Jugendliche, die ihr Leben ließen. Jungen und Mädchen, Mitglieder der sozialistischen Arbeiterjugend, die ihr alljährliches Sommercamp auf der Insel abhielten. Die Opfer kamen aus ganz Norwegen, aus allen Teilen eines Landes, das in geografischer Hinsicht groß und abwechslungsreich ist, zugleich aber eine kleine Nation beherbergt, in denen sich die Menschen ungewöhnlich nahe sind. Erika Fatland reiste durch ein gezeichnetes Land, von Longyearbyen (Spitzbergen) im Norden bis nach Mandal im Süden, um mit Überlebenden, Angehörigen, Betroffenen und Hinterbliebenen zu sprechen. In ihren Porträts lässt sie die Menschen vom 22. Juli und all den Tagen danach erzählen und zeichnet ein umfassendes Bild dieses friedlichen Landes, das plötzlich und unerwartet mit seiner größten nationalen Krise und Tragödie seit dem Zweiten Weltkrieg konfrontiert wurde. Gleichzeitig stellt sie die Geschehnisse in einen größeren Zusammenhang, denn unbändiger Hass und mörderische Wut gibt es überall – in Oklahoma ebenso wie in Beslan, in Winnenden wie auf Malta.